

# Der Kaiserstuhl im Wandel unserer Zeit

## Zwischen Erinnerung und Fortschritt

Von Karl Kurrus, Freiburg

Um die Jahrhundertwende wurde der Kaiserstuhl als das kleine Märchenreich, die heimlich stille Welt gepriesen. Sicher zu recht. Auch heute noch tut sich dem Freund der Natur manch prächtiges Bild dieser Landschaft auf, aber das Heimlich-stille ist mehr und mehr dem Wirtschaftlich-orientierten gewichen. An dieser Tatsache können wir nicht vorbeisehen. Wenn Menschen konservativer oder fortschrittlicher Haltung sich ehrlich bemühen, die Meinung des anderen anzuhören und nicht einfach als dummes Zeug abzutun, dann kann Gutes erhalten werden, ohne auf notwendig Neues verzichten zu müssen. Zierte nicht eine alte, echte Brosche aus Familienbesitz auch die junge Frau von heute in zeitloser Vornehmheit? Mit dieser Grundhaltung von Herz und Verstand soll der Wandel am Kaiserstuhl in unserer Zeit betrachtet werden. Dabei wird manche Erinnerung nur noch Vergangenes bestätigen können und manch Neues seinen bleibenden Erfolg noch zu beweisen haben.

### Herkunft des Namens „Kaiserstuhl“

Wer Rückschau halten will, muß immer bereit sein, Korrekturen anzunehmen. Sonst könnten neue Erkenntnisse über Vergangenes keinen Einlaß finden. So glauben wir heute zu wissen, daß die bisherige Annahme nicht nachweisbar ist, Rudolf von Habsburg (Kaiser 1273—1291) sei auf der Limburg bei Sasbach geboren und habe auf dem Totenkopf Gericht gehalten. In diesen vermeintlichen Geschehnissen hat man lange Zeit den Grund dafür gesehen, warum unserem Gebirglein in der Rheinebene der Name Kaiserstuhl gegeben wurde. Vor neun Jahren hat Helmut Naumann im Alemannischen Jahrbuch seine wissenschaftlichen

Forschungen dargelegt und begründet, wie es zu diesem Namen gekommen sein wird. Seiner Meinung nach ist das Rebgewann „Gestühl“ beim südlichen Ortsausgang von Leiselheim ein Beweis dafür, daß, vom Sasbacher Königshof ausgehend, der jeweilige König oder Kaiser zu dieser etwa eineinhalb Kilometer entfernten Gerichtsstätte kam, um der großen Bedeutung im altdeutschen Prozeßverfahren in bezug auf einen unveränderlichen Gerichtsort gerecht zu werden. Jedenfalls wird der Name Kaiserstuhl davon hergeleitet sein, daß der Gerichtstuhl von Königen und Kaisern hier seinen festen Platz hatte.

### Landschaftliche Veränderungen großen Ausmaßes

Die Parzellenwirtschaft bei den landwirtschaftlich genutzten Flächen ist in diesem Jahrhundert immer mehr unhaltbar geworden. Die Feldbestellung und vor allem die Wirtschaftlichkeit verlangten Abhilfe. Insbesondere seit Ende des Ersten Weltkrieges wurden große Umlegungsbezirke für das Ackerland gebildet, Neuordnungen für Äcker und Wege geplant und durchgeführt, worauf die Neueinweisung für die Eigentümer folgte. Es geht uns heute nicht darum, Hektarzahlen und Wegekilometer aufzuzählen, sondern um das Festhalten, daß diese Umlegungen lebenswichtig waren und bestimmte Begleiterscheinungen mit sich brachten. Mit einigem Abstand folgte derselbe Prozeß für die Rebberge, nur mit dem Unterschied, daß hier weit größere Umwälzungen im wahren Sinne des Wortes zu planen und durchzuführen waren; eine Bodenbewegung von gigantischem Ausmaß, teils unter Einbeziehung von Waldflächen. Die dabei zutagegetretenen Funde, wie zuletzt in Bischoffin-



*Traubensegen bei einem Vollherbst*

Foto: Karl Kurrus

gen, sind für die Ur- und Frühgeschichte von hohem Wert.

Die Gelehrten sind sich aber noch nicht darüber einig, zu welcher Zeit die Menschen in unendlich mühevoller Weise in die Lößdecke des Kaiserstuhls die unzähligen Terrassen hineingeschnitten haben. Es ist nicht sicher, ob die Römer diese Art Kultur-Arbeiten aus dem Mittelmeergebiet mitgebracht haben oder ob es Gemeinschaftsarbeiten der alemannischen Siedler waren, um das Abschwemmen des fruchtbaren Erdmaterials zu verhindern. Im Buch über Landschaft und Volkstum am Kaiserstuhl hat es R. Oehme einmal das „Nordchina im Kleinen“ genannt. Jedenfalls mehren sich in den letzten Jahren die Rebumlegungen großer Gemarkungsteile fast aller Kaiserstuhlgemeinden. Die Terrassenform der Rebflächen und damit das Bild der Kaiserstühler Reblandschaft überhaupt werden dadurch völlig verändert. Viele der charakteristischen Lößhohlwege werden zugeschüttet. Die so vielgestaltige, eigentümliche und schutzhaischende Tier- und Pflanzenwelt tut sich schwer, diesen Umsturz zu überleben. Aber rein wirtschaftliche und technische Überlegungen zwingen zu diesen Maßnahmen, ohne die der Kaiserstuhl verarmen müßte. Und wer wollte das. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß auch unter diesen schwierigen Umständen sich verantwortungsbewußte Menschen fin-

den, die zur Rettung der Pflanzen- und Tierwelt des Kaiserstuhls alles Mögliche unternehmen. Das geht bis zum Heranzüchten und Verpflanzen von Samen der Anemonen und anderer schutzwürdiger Pflanzen.

Die Wege in Feld und Reben haben meist den fast hermetischen Asphaltüberzug über den „grünen Plan“ finanziert bekommen. Wer noch als Kind barfuß durch den zentimeterdicken Staub gestampft ist, wird mit Wehmut empfinden, daß jene Staubwolke seinem heimeligen Gemüt zuträglicher war, als der Dunst, der heute den Motorenlärm begleitet. Die blaublühende Wegwarte braucht nicht mehr darunter zu leiden, sie ist fast ausgestorben.

### Umwandlung im Wein-, Obst- und Ackerbau

Diese Betrachtung will und kann keinen wissenschaftlichen Nachweis dafür erbringen, was sich geändert hat und mit welchen Meßwerten sich das im einzelnen vollzog. Das Wesentliche der sich im 20. Jahrhundert in allen Bereichen der Landwirtschaft vollzogenen Umwandlung soll im Zusammenhang mit deren Einwirken auf das Volksleben gesehen und mit Beispielen aufgezeigt werden.

Nun doch ein paar Zahlen. In den ersten Monaten 1971 wurden 28 Gemeinden um die Beantwortung verschiedener Fragen ge-



*Der Bauer und sein guter Kamerad (bei Vogtsburg)*

Foto: Karl Kurrus

beten. Es sei dankbar vermerkt, daß die Bürgermeister und ihre Helfer sich auskunftsbereit und an der heimatpflegerischen Arbeit interessiert gezeigt haben. Die amtlichen Einwohnerzahlen aller 28 Gemeinden waren im Jahre 1900 31 417 und im Jahre 1970 43 827; demnach eine Zunahme um 39 %. Die Stadt Breisach muß als Sonderfall angesehen werden. Sie hat in den Jahren 1900/1970 einen Anstieg von 3537 auf 6012 zu verzeichnen. Bötzingen erreichte, dank seiner großen Zahl von neuen Arbeitsplätzen, den größten Zuwachs von 2069 auf 4154 Einwohner. Die Stadt Burkheim konnte von 690 auf 808 Einwohner aufholen, die Stadt Endingen von 2953 auf jetzt knapp über 4000. Es sind auch Rückgänge in betont landwirtschaftlichen Kaiserstuhldörfern zu beobachten, was aber zum Teil mit besonderen Umständen zusammenhängt. So hat Forchheim zwar von 1182 auf 1062 Einwohner abgenommen, hat aber, außer den acht Aussiedlerhöfen auf eigener Gemarkung, in Endingen zwei und in Riegel vier solch neuer Höfe mit Forchheimer Bauern belegt. Von 20 der befragten Gemeinden sind in den letzten 40 Jahren insgesamt 113 Aussiedlerhöfe errichtet worden. Vorher waren nur vier im Bereich von Breisach und einer in Riegel zu verzeichnen. Umfang und Art der Arbeitsplätze sowie die verschiedenartigen Wohn- und Verkehrsmöglichkeiten spielen eine entscheidende Rolle bei der Zu- oder Abnahme der gemeindlichen Bevölkerungszahlen.

Eine andere Vergleichszahl bringt uns dem Thema Umwandlung in der Landwirtschaft noch näher. Das treue, brave Roß mußte bei weitgehender Motorisierung den Pferdekraften weichen. In den 28 Gemeinden werden jetzt noch 695 Pferde gehalten, gegenüber 2234 im Jahre 1930. Die Forchheimer z. B. haben von 185 auf 30 Pferde abgebaut, Jechtingen von 70 auf ganze vier. Wir werden nicht umhinkommen zu sagen, daß der bessere Lebensstandard, die angenehmere



*Das selten gewordene Blocherholz (Ackerwalze)*

Foto: Karl Kurrus

Freizeit und die vielleicht günstigeren Schulverhältnisse für die Kinder so manche Menschen in die Stadt getrieben haben. Die Zeiten, wo ein Bauernhof Heimat und Versorgungsstelle für eine ganze Sippe war, sind eben vorbei, weil jede junge Familie ihr eigenes Leben gestalten will. Es konnte und durfte nicht erwartet werden, daß die Tatsache, in einem Bauerndorf geboren zu sein, all diese Menschen für Lebzeit an die Scholle bindet. Wir müssen auch fragen, wo sonst all die anderen Zweige unserer Wirtschaft, die kulturellen, wissenschaftlichen und sonstigen Einrichtungen ihre Menschen hätten hernehmen sollen.

Mit der Umstellung im Ackerbau fing es an. Es mußten größere Flächen an ein und derselben Stelle in den Besitz des Bauern kommen, damit er mit dem Einsatz von Maschinen rationell arbeiten, marktgerechter anpflanzen und ein besseres Ernteertragnis erzielen kann. Auf dem Feld wurden die weltweiten Kilometer, die der Bauer hinter seinem vom Pferd gezogenen Einscharpflug in der Furche zu laufen hatte durch den doppelten, drei- oder mehrfachen Pflug hinter der Zugmaschine dezimiert. Aus dem pflügenden Bauern wurde ein Maschinist im Federsitz; er braucht bedeutend weniger Zeit. Dazu kommt das Einsparen von Wegstrecken gegenüber dem früheren Streubesitz. Zu diesem Acker-Beispiel eines aus der Stallung.

Wer weiß denn noch, was ein Stampftrog war und ein Stampfeisen? Darin und damit wurden jeweils zur Fütterung des Großviehs die Rüben zerkleinert. Erst so in den zwanziger Jahren kam die handgetriebene „Ruberätschi“ in den Futtergang. Sie ist heute natürlich verschwunden oder zumindest elektrisch betrieben. Ist die elektrische Melkanlage noch wegzudenken, sofern sie nicht, nach der Abschlatzprämie für Milchvieh, schon wieder außer Betrieb ist?

Wer erinnert sich noch an die eigentlich geselligen Abende beim Welschkorn (Mais) leipfen? Ein oder zwei Frauen hatten den Sonderauftrag, die langen Welschkornzöpfe zu flechten, die eine Zierde an der Scheune oder in der Einfahrt waren. Vom Ausmachen des Welschkornes, Kolben um Kolben am Eisenband quer über den „Sester“ braucht man schon lange nicht mehr zu reden. Und das Nüsse-Aufklopfen, das Mohnkapseln-Köpfen, sind diese Dinge nicht lange vorbei? Wer denkt noch daran, wenn er beim Bäcker sein Mohnbrötli oder ein Stück Nußstorte holt? Es gab aber auch eine besondere Art von Nußkuchen und Mohnkuchen, den aus der Öli (Ölmühle). Es waren die unter dem Ölrad liegen gebliebenen, ausgepreßten Reste. Von 14 Ölmühlen anno 1930 sind noch drei übriggeblieben. Die Zahl der Getreidemühlen ging von 14 auf acht zurück. Und wer kann sich noch einen Dangelstock vorstellen, auf dem der Vater oder Großvater die „Segeze“ wieder scharf machte? Ein „Kumpf“ war der Behälter für den Wetzstein. Aber wer sieht in der Erntezeit noch zwei, drei Mäder hintereinander den breiten „Schwank“ nehmen und die Frauen das gemähte Getreide „abnehmen“ und in „Zatten“ auf den Ackerboden legen? Zuerst kam als willkommene Hilfe die Mähmaschine, jetzt schon lange der Mähdrescher. Eine Ährenleserin ist nur noch in einem seriösen Kunstsalon, vielleicht auf einem guten Farbdruck zu entdecken, auf einem Stoppelfeld („Stupfleacker“) nicht mehr.

Im Keller des Bauern steht heute auch kein „Fleischgeschirr“ mehr, ein extrem niedriger Holzzuber, in dem das Schweinefleisch bei der „Hüsmetzgete“ in einen „Lack“ eingelegt wurde. Heute werden am Schlachttag gleich die Portionen geschnitten; sie kommen in Büchsen oder in die Tiefkühltruhe, freundlicherweise auf kaiserstühlerisch auch „Gfriari“ genannt. Kommt heute noch eine Bauersfrau auf den Gedanken, Gerste zu Kaffee rösten zu lassen? Selbst, wenn sie wollte, wohin könnte sie sich denn wenden?

Der Obstbau hat verschiedene Stufen von Umwandlungen hinter sich gebracht; Großanlagen, Spindelbusch, Halbstämme und anderes. — Die Rebumlegung hat auch die herrlichen Rosatupfen der blühenden Pfirsichbäume aus den Rebbergen weggenommen. Heute ist beim Obst fast nur die Sortenwahl entscheidend. Nicht zu vergessen ist die Schädlingsbekämpfung, wobei gleichzeitig die Vorschriften zum Schutz der Gesundheit des Verbrauchers, die notwendige Rücksicht auf die Bienenzucht und eben auch die kostenmäßige Seite zu beachten sind. Die Handspritze und das Rückentraggerät zum Spritzen (ironisch „Düsenjäger“ genannt) sind fast ganz verschwunden. Der Motor zieht den Wagen und bringt den notwendigen Druck zum feinen Versprühen der Flüssigkeit. Die Erzeuger-Obstgroßmärkte in Oberrotweil und Königschaffhausen sind Auffang- und Lieferstellen für größte Mengen von Qualitätsobst vielfältiger Art. Die Zeiten, wo die Kaiserstühlerinnen das Obst im großen „Graskorb“ (Weidenkorb) auf dem Kopf getragen haben, sind lange vorbei. Der Spankorb und sogenannte „Steigli“ sind geeignet für Direktlieferung im gleichen Behälter vom Baum über Transport, Stapelung und Handel bis zum Endverbraucher.

Die Rebe kann man ja wohl als die heilige Pflanze des Kaiserstuhls ansprechen. Sie verdient diesen Namen, denn auf vulkani-

schem Boden, durch den Fleiß des Rebbaun und mit dem Segen der Sonne bringt sie uns am Kaiserstuhl seit Jahrhunderten die himmlischen Gaben: Trauben und Wein! Die General-Umwälzung der Reblandschaften haben wir schon erwähnt. Aber viele Teiländerungen, die Hand in Hand mit den Umlagungen und Umstellungen erfolgt sind, sollen noch betrachtet werden.

Heute sind die Reben an langgezogenen Drahtanlagen befestigt, breit auseinander die meist betonierten Pfähle, damit zur Bodenbearbeitung, zum Spritzen und Herbst durchfahren werden kann. Früher standen die Reben dichter beieinander und jede Reb- pflanze hatte einen Stecken, den „Rebstecke“. Diese wurden den Winter über herausge- nommen („Stecke liache“) und zu Steckhau- fen („Steckshüffe, Steckslehne“) zusammen- gestellt. Im Frühjahr wurden die Rebstecken wieder in den Boden eingeschlagen (ein- geschlagen = sticke) mit einer eigens dafür ge- fertigten schweren Hacke, „Ritthaüe“ ge- nannt, weil sie auf dem Stecken reiten mußte, bis er tief genug im Boden war. Beim Schneiden der Reben gab es vom wegge- schnittenen Holz „Särmden“ und die Frauen mußten den „Zain“ vor dem Biegen (auch Neigen genannt) erst „reinen“ (hegle), das heißt die dünnen Häckchen wegschneiden. Beim Anbinden der neuen Auswüchse (dies geschah mit extra „geschautem“ Kornstroh) hatten die Frauen eine „Girtlete“ Stroh im Schurz quer vor sich gebunden. Vorher muß- ten sie die Zaine von dem Zwischenwuchs an den Blattstielen säubern (sifere). Das „Hacken“ oder „Schirle“ und „Falgen“ war eine mühevollen Arbeit, um den Boden un- krautfrei und locker zu haben. Nur die „Hünerdarm“, ein kleinblättriges, niedrig sich hinziehendes Kräutlein war in den Re- ben gerne gesehen. Wo ein Rebstock einmal ausgefallen war, wurden durch Verwendung von zwei langen Gerten eines guten Reb- stocks zwei Jungreben gemacht, indem Gru- ben zu „delpen“ (auszuheben) waren und die

noch an der alten Wurzel belassenen Ger- ten an zwei Plätzen kurz über den Boden herausragen mußten. In drei Jahren trugen diese jungen Reben dann Trauben. Eine an- dere Art der Reb- Vermehrung war das „Briaderle“ (Bogen spannen). Heute werden sogenannte veredelte Reben (nicht anfällig von der Reblaus) gesetzt. Mit dem gemisch- ten Ansatz, wie man es nannte, wenn ver- schiedene Traubensorten in einem Rebstück angepflanzt waren, ist es richtigerweise vor- bei. Reine Sortenanpflanzung ist Voraus- setzung für sortenreinen Qualitätswein und auch schon deshalb nötig, damit jede Trau- bensorte zeitgerecht nach ihrer Reife ge- herbstet werden kann. Der Herbst dauert auch aus diesem Grunde jetzt viel länger als früher. Er ist aber trotzdem für den einzel- nen nicht schwerer geworden, denn das Traubengut wird fast nur noch bei den Win- zergenossenschaften oder bei Weinkellereien abgeliefert. Es war früher eine mühsame Arbeit, die nachts zu tun war, bis die Bütten leer gemacht, die Trauben gemahlen und ge- trottet, die Maischen (Most) in den „Doh- len“ versorgt und „abgefeimt“ waren.

Im eigenen Keller „rumort“ nur noch der geringste Teil des Traubensaftes, um nach dem Gären sauber und wohlschmeckend auf den Tisch zu kommen. Und wenn es früher am Kaiserstuhl geheißen hat: „Jetzt trinke mer eis, i hol e Kriagli voll ruf!“, so heißt es jetzt meistens: „Mer mache e Fläschli uf un packe eis!“ Wandel über Wan- del! Hauptsache bleibt, daß die himmlische Gabe gut gepflanzt, geherbstet, gehütet und zum frohen Genießen dargeboten wird! Da- für ist der Kaiserstuhl bekannt.

#### Vom Brauchtum naturfroher, gläubiger Menschen

Ein Stück heimeliger Welt tut sich noch auf, wenn wir ergründen, welche Bräuche sich trotz allem Wandel der Zeit erhalten haben. Jörg Wickram, gebürtiger Elsässer



Die modernen „Pferdekräfte“. Ein Mähdrescher  
Foto: Karl Kurrus

und um 1554 Stadtschreiber von Burkheim schrieb einst:

begert die land all zu erspähen,  
ir breuch und gattung zu ersähen.

Machen wir in Gedanken eine Wanderung kreuz und quer durch den Kaiserstuhl, um wieder zu erkennen oder neu zu entdecken, was sich hier an „alte Gwohnete“ noch im Jahreslauf und als Lebensbegleiter unserer Kaiserstühler erspähen läßt. Unser Wanderbericht kann nicht ein vollständiger Nachweis sein, vielmehr will er interessante Braucharten aufzeigen, teils speziell örtlich, teils in vielen Gemeinden noch lebendig.

Um beim Beginn des Lebens anzufangen, in Bötzingen und Kiechlinbergen heißt es noch „Ins Kindbett tragen“, wenn die Verwandten die Wöchnerin besuchen und eine Gabe für das Neugeborene bringen. Von Oberbergen wissen wir, daß dort in Verbindung mit der Taufe teilweise noch „die Türen zugehalten werden, bis Lösegeld bezahlt ist“.

Geti und Goti haben in der neueren Zeit den Kindern für den ersten Schultag die große Tüte mit Süßigkeiten geschenkt; zum Teil tun dies auch die Eltern. In Bickensohl und Ihringen wird dem Kind am Vorabend etwas geschenkt. Die Gabe nennt man scherzhaft, wie in alten Zeiten „Bachofezins“. Am Weißen Sonntag oder bei der Konfirmation

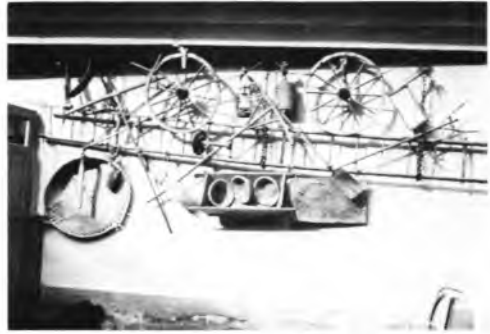
gibt es wieder Geschenke von Geti und Goti und meistens erfolgt der feierliche Zug zur Kirche unter Vorantritt der Musikkapelle. In Wyhl bekommen die Geti- und Gotikinder in dem Jahr, wo sie Weißen Sonntag haben, die Ostereier ungefärbt (Verwendungsmöglichkeit für das Familienfest) und dürfen, wie an manch anderen Orten auch, in diesem Jahr nicht Fasnet machen. Kinderspiele passen sich zu allen Zeiten den jeweiligen Umständen an. So sind Seilgumpen, Reiftreiben und Fangis-machen heute seltener geworden; dafür gibt es mehr Rollschuhlaufen und Umgehen mit allen möglichen Fahrzeugen, um für das spätere Autofahren zu proben. Ein besonderes Suchspiel (meist im Rebberg), nach dem Ruf „Dilljot“ genannt, kennen die Ihringer. Rekrutenbräuche mit Umherfahren auf geschmückten Wagen und Bändern am Hut sind noch viel verbreitet; es gibt auch das „Schnaigen“ der Rekruten an Fasnet. In Burkheim machen die Rekruten ein Scheibenfeuer; in Bahlingen, Eichstetten und Sasbach sammeln sie Eier, um den Erlös daraus in guten Kaiserstühler umzusetzen. Die Burkheimer „Gezogenen“ bringen am Abend vor ihrem Einrücken zum Wehrdienst der Liebsten ein Ständchen. Das „Ständerli singe“ ist zwar seltener geworden, aber Verehrer in Jechtingen, Kiechlinbergen, Leiselheim, Riegel und Wyhl huldigen noch dieser Art des Minnesangs, wobei das offene Bekenntnis zu seiner Holden zu respektieren ist.

Die Hochzeit wird von verschiedenen Bräuchen begleitet. Polterabend mit und ohne Scherben; Straßen absperren, besonders wenn ein Fremder (Hergloffene) ins Dorf einheiratet. In einigen Orten gibt es noch Hochzeitsbrot oder Wecken für alle Kinder, und in Nimburg stellen die Schulkameraden dem Brautpaar beim Zug aus der Kirche einen Sägbock in den Weg. Erst wenn die Zwei ein bereitgelegtes dickes Holzstück durchgesägt haben, dürfen sie weitergehen zur Hochzeitsfeier. In Bahlingen wird die

Fahne des Vereins, dem der Bräutigam angehört, dem Hochzeitszug in die Kirche vorangetragen. In Schelingen und Kiechlinsbergen entdeckte ich den Brautstrauß nebst Schleierband bei der Muttergottesstatue in der Kirche. Ständchen bei Silber- und Goldner-Hochzeit, Besuche und Hilfe bei Krankheit in der Nachbarschaft und die Erweisung der letzten Ehre beim Todesfall durch Gebet im Sterbehaus und Tragen des Toten von den Nachbarn, Schulkameraden oder Zunftmitgliedern (Burkheim) sind noch mancherorts üblich. Dasselbe gilt allgemein für den Gräberbesuch an Allerheiligen und für das Gefallenengedenken.

Der Beginn des Neuen Jahres wird mit Glockengeläute, Raketenschießen und sonstigen Knallereien mehr oder weniger akustisch vernehmbar gemacht. In den meisten Kaiserstuhlgemeinden besuchen die Kinder noch die Verwandten und sagen ihr Neujahrssprüchli, z. B. „I wünsch dr Glick zuam Neie Jahr un e Bretschele wie e Schiretor“, oder „I wünsch dr Glick zuam Neie Jahr, aß dr gsund blibsch, lang lebsch un emol in Himmel kunnsch!“ In Wyhl und Sasbach wird ein Neujahrslied auf den Straßen gesungen.

Die Fasnet hat ihre Hauptorte in Breisach und Endingen, wengleich andere örtliche Fasnetumzüge auch beachtlich sind, z. B. in Burkheim, Riegel und Sasbach. Die einzelnen Regenten an den Narrentagen sind: Gaukler in Breisach, Jokili in Endingen, Schloßgeister in Burkheim, Cäsar und Kleopatra in Riegel, Limburggeister in Sasbach und Badberggeister in Schelingen. In Breisach sind die Freilicht-Fasnetsspiele bekannt, wie sie in Endingen zum Teil auf dem Marktplatz auch stattfinden. Bei den Umzügen sind meist zeitkritische Darstellungen zu sehen und das „Schmecksch der Brägel“, „Respekt vor uns“, „Hoorig“, „A'joh“, „Helau“ und „Narri-Narro“ sind nicht zu überhören. Die Kräuterweihe (Mariahimmelfahrt) geht die Palmweihe weit



„Museumswand“ an einem Gasthaus in Bahlingen  
Foto: Karl Kurrus

voraus. Die Kaiserstühlerpalmesel (von Oberrotweil und Endingen) sind längst in den Besitz des Freiburger Diözesan-Museums gekommen. Aber Palmen, zum Teil so hoch wie das hohe Schiff der Kirchen, sind mit vielerlei Gestaltung (Buchs, Kieferdolden, Stechpalme, Zedern, mit Fähnchen und Kreuzchen sowie mit bunten Bändern verzierten Stangen) in allen katholischen Gemeinden noch anzutreffen. Das Scheibenschlagen hat sich noch erhalten in Amoltern, Burkheim, Nimburg, Oberbergen und Schelingen. Das Rätchen in der Karwoche, anstelle des Läutens der Glocken, ist sehr zurückgegangen. In den Kirchen wird es noch verwendet, ebenso wie „Klepperli“ anstelle von Glockenzeichen (die Oberrotweiler nennen es Spickspecker). Das Ostereierholen hat sich gut erhalten. Es wird den Kindern nur durch das Überladen mit anderen Geschenken zu einer geringeren Freude, als es früher der Fall war. Die am Karfreitag gelegten Hühnereier werden am selben Tag gegessen; sie sollen vor Krankheit bewahren (Bahlingen).

In unserem naturgesegneten Kaiserstuhl zaubert der Monat Mai, und zuvor schon die prächtige Blütezeit, den Menschen Frohsinn und Liebe ins Herz. Den Mädchen werden in der Nacht zum ersten Mai Birken bis hinauf auf das Hausdach gestellt und mit Sträußen die Haustüren geziert. Als

Schelte werden mancherorts Türen oder Wege mit Kalk bestrichen, Helmen gezettelt (Leiselheim) oder bei verschmähter Liebe ein Strohmann vors Fenster gestellt (Oberbergen). Die Maiwanderungen, früher „Maie-tür“ genannt, sind bei Einheimischen und Fremden sehr beliebt. Dabei ist zu erwähnen, daß das im Blütenschmuck des Kaiserstuhls dominierende Maiglöckchen hier verschiedene Namen hat. In fünf Kaiserstuhlgemeinden heißt es „Maiebliamli“, in Burkheim „Maierisli“ und in allen übrigen „Maiegleckli“. Obligatorische Veranstaltungen sind in Endingen der Schützenaufzug und das „Rugili“ (Würfelspiel um Bretzeln) oder in Oberbergen die Pferde- und Maschinensegung. Ein Treffen verschiedener Reitervereine auf den Bergmatten im Kaiserstuhl bringt jährlich eine beachtliche Schau für Pferde- und Sportfreunde. Pfingsten, das früher mehr Bräuche kannte, wird daran sehr arm. Vor Jahrzehnten wurde in Wasenweiler der „Pfingstdreck“ in den Stockbrunnen geworfen; ein mit Schilf verkleideter junger Mann mußte diese Prozedur über sich ergehen lassen, um anzudeuten, daß damit für die Gemeinde der Dreck des ganzen Jahres abgewaschen ist. — Wie leicht wäre das! — Das Johannisfeuer (24. Juni) wird noch in Forchheim, Jechtingen, Kiechlinbergen und Leiselheim angezündet; in Sasbach brennen es auf der Limburg die Freiburger Faltbootfahrer an. In der Stadt Breisach sind von Juni bis August die historischen Freilichtspiele, im Juli das Wettfischen um den Europapokal und Anfang September das Weinfest für den Bezirk Kaiserstuhl-Tuniberg, welches früher abwechselnd in Endingen, Ihringen, Oberrotweil und Eichstetten abgehalten wurde.

Ein Erntedankfest wird nur im kirchlichen Bereich begangen, wobei allerdings die Bauern ihre Früchte von Feld und Reben bereitwillig zum Schmuck der Altäre bringen (Ernteteppeich in Oberrotweil). Die sogenannte „Sichlehenki“ ist nur noch ein Erin-

nerungswort. Aber Kirchweih (Kilwi) wird noch groß geschrieben. Neben der kirchlichen Feier sind am Nachmittag Kilwitanz, Hammeltanz und Zwiebelkuchenessen (Burkheim) alljährlich immer noch erwünscht. In Wyhl hatten bis vor einigen Jahren die Rekruten am Kilwimentig einen geschmückten Hammel mit Musik durch das Dorf geführt. Anschließend wurde der Hammel herausgetanzt.

In Forchheim wird der Hammel verlost. Zu Martini (11. November) wurde es früher manchem kleinen Bauern Angst und Bange wegen der Fälligkeit des Pachtzinses. Die Pachtverträge sind heute noch auf diesen Zeitpunkt abgestellt (praktisch Ende des Pflanzjahres). Nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich in vielen Orten der Laternenumzug der Kinder eingebürgert. In einigen Gemeinden reitet eine Martinusgestalt zu Pferd mit. Wir müssen dabei auch an unsere heimatvertriebenen Mitbürger denken, die Bräuche ihrer alten Heimat, soweit sich dies bei uns einordnen läßt, gerne hier weiterleben lassen. Eine sehr bedauerliche Feststellung muß hier eingefügt werden. Das Tragen der Tracht ist am Kaiserstuhl so gut wie vollständig zum Erliegen gekommen. Von einigen hundert Trachtenträgern in den Dreißigerjahren sind noch ganze 6 (Ihringen) angegeben. Anlässlich eines Wein- oder Jubiläumsfestes sieht man noch einzelne Frauen und Mädchen damit, aber sonst sind die Flügelhauben, die weißen, farbigen und schwarzen Schultertücher und die Trachtenröcke und Schürzen verschwunden, wenn auch nicht ganz vergessen. Gerade die Frauen in unseren überwiegend evangelischen Gemeinden hatten diesem Ehrenkleid lange die Treue gehalten.

Mit dem Herbst kommen wir absichtlich etwas hinterher, weil damit noch Überlegungen wirtschaftlicher Art verbunden sind. Jahrhundertlang hatte der Gemeinderat oder eine Kommission der Bürger den Herbstbeginn für die Gemeinde festgesetzt.



An einem bestimmten Tag begann dann das arbeitsreiche, aber bei einigermaßen gutem Behang auch frohe Herbst in den Rebbergen. Diese waren Wochen zuvor als „geschlossen“ erklärt, so daß außer den Hütern des Traubensegens (Bammert) niemand Zutritt hatte. In der Nacht zum ersten Herbsttag wurde der Herbst „angeschossen“ und mit dem „Herbstklepfen“ begrüßt. Letzteres mit langen Peitschen an kurzem Holzstiel. Das Herbstklepfen ist dazu verurteilt auszusterben, weil es vernünftige Gründe dafür gibt, daß nicht mehr der „Rat“ einen gemeinsamen Herbstanfang beschließt, sondern das „Qualitätserfordernis“ den Herbsttermin für jede Traubensorte und vielleicht noch für besondere Anbauten bestimmt. Wem dies ein Opfer ist, der bringe es gern, denn wir wissen, was die Kaiserstühler den besseren Erkenntnissen im Weinbau und in der Weinkellerei zu verdanken haben. Als kleinen Ersatz mögen die Schreckschüsse gegen die Starenplage gelten. In Bahlingen, bekannt auch durch den „Hoselips“, wurde am ersten Herbsttag sogar die Kirchenglocke geläutet.

An die Prozessionen und an die Zeit um Weihnachten ist noch zu denken. Von Buchheim wird berichtet, daß dort 1325 erstmals in Süddeutschland eine Fronleichnamsprozession den Weg durch die Felder genommen hat. Bis in unsere Zeit ist es dort am Nachmittag dieses Festes üblich, daß zur weltlichen Feier in einem Gasthaus nur die männlichen Einwohner kommen dürfen. Die Musik- und Gesangsvereine gestalten die Feier.

Die Zahl der Prozessionen hat sich in einzelnen Gemeinden verringert. Aber die Fronleichnamsprozessionen, wo zum Teil die Zunftheiligen und Zunftstangen noch mitgetragen werden, und die Prozessionen am Patroziniumsfest sind fast überall geblieben. Neben Wallfahrten zu verschiedenen Orten kennt man in Oberrotweil das Pantaleonsfest mit Pferdesegnung. In Endingen gibt

es bei den Prozessionen den „Käpillwi“; eine Prozession in der Bittwoche führt hinauf nach Sankt Katharina, worüber sich besonders die Kinder freuen, weil sie an diesem Tag schulfrei haben. Außerdem findet am Auffahrtsabend eine Lichterprozession statt.

Mit dem Schneiden der Barbarazweige (4. Dezember) und dem „Santikläus“ (Abend vor dem Nikolaustag) bereitet man sich auch am Kaiserstuhl auf das Weihnachtsfest vor. In jüngerer Zeit ist an einigen Plätzen auch das Herbergsuchen eingeführt worden. Noch stark vertreten ist in unseren Gemeinden das Selbstbauen von Krippen, meist mit Baumstümpfen, Baumrinde, Schlacken, Weidenstümpfen und mit Moosbelag. Es gibt auch Ausstellungen von den im Ort gefertigten Krippen, so in Wyhl; eine lobenswerte Sache, um den Buben und Mädchen für die Erhaltung des Krippenbaues Dank, Anregung und Mut zu geben. Das Weihnachtsgebäck mit Springerli, Birewecke und Linseartete steht hoch im Kurs. Die Jerichorose wird teilweise noch zur Mittagsstunde des Heiligen Abends mit dem Beten vom Engeldes-Herrn ins Wasser gestellt. Ganz selten werden in der Christnacht noch die Bäume eingebunden (Neuershausen). Das vor zweihundert Jahren noch gut verbreitete „Heilwog“-holen ist nur noch in Endingen lebendig; in Krügen wird das Schlag zwölf Uhr aus den öffentlichen Brunnen fließende Wasser geholt. Losschüssili zum Erraten des Wetters der nächsten zwölf Monate, Bleigießen und andere Dinge werden da und dort noch geschätzt. Die Sasbacher haben am Heilig Abend eine Krippenfeier auf dem Litzelberg (Wallfahrtskapelle). Sternsingen an Dreikönig ist in mehreren Gemeinden üblich, nur noch selten das Anschreiben von K+M+B an den Türen mit der gleichzeitig mit Salz geweihten Kreide (Burkheim, Endingen, Wyhl). In Oberrotweil ziehen die „Drei Könige“ in die Kirche ein. An Lichtmeß werden Kerzen geweiht und das fast

vergessene „Z Liacht goh“ hört auf. Den bunten Kranz noch lebendigen Brauchtums am Kaiserstuhl, dem wir unsere Hilfe ange-deihen lassen wollen, damit er nicht ver-welke, sollen einige spezielle örtliche Fest-stellungen vollenden. Am Patroziniumsfest in Wyhl (St. Blasius, 3. Februar) kommen viele Wyhler, die auswärts verheiratet sind, und holen sich daheim in ihrer Kirche den Blasiussegen. An Christihimmelfahrt werden den Kindern in Nimburg Kränzchen aus neun Blumenarten aufgesetzt. In der Stadt Burkheim halten noch drei Zünfte jährlich ihr „Gebot“; die Fischerzunft um Peter und Paul, die Handwerkerzunft um den Josefs-tag und die Bauernzunft um den Urbanstag. Der Bürgermeister von Leiselheim hat nach getreulichem Schildern der noch lebendigen Bräuche bemerkt: „Wege eso Sächili mecht i um kei Pris in der Stadt wohne!“

#### Abschied von Arbeiten, Geräten und alten Kaiserstuhl-Worten

In den vorhergehenden Abschnitten sind wir so mancher Arbeitsweise des Bauern nochmal begegnet, von der wir wissen, daß sie längst abgelöst ist. Hierzu verwendete Arbeitsgeräte, Teile von alten Bauernfahr-zeugen und altes Geschirr der Zugtiere sind begehrte Stücke für private Sammler sowie zum Ausschmücken von Gaststätten und Beatschuppen. Mancher, der sich ihres Besizes erfreut, weiß nicht, wie diese Dinge einmal geheißen haben, oft noch weniger, wie schwer damit umzugehen war. Es geht darum, auf diese Sachen und ihre mund-artlichen Namen hinzuweisen, bevor interes-sierte junge Menschen auf diesbezügliche Fragen keine Antwort mehr bekommen kön-nen, weil mit den Arbeiten, Geräten und Namen auch die Generationen außer Kurs sind, die noch darum wußten.

Dabei geht es gar nicht immer einheitlich her, mit dem Namen für ein und dasselbe Ding. Ein typisches Beispiel, gerade der Sprache nach, ist das allgemein am Kaiser-

stuhl gültige „goh“. In Achkarren, Breisach, Burkheim, Jechtingen und Oberrotweil heißt es „Ich muaß geh“. Für die Johannesbeeren sagt man in Jechtingen, Riegel, Wyhl und Endingen zum Teil jetzt noch „Sunnetribili“, anderwärts Johannistribili, Hanstribili, Han-nistribili, Hanseltribili, Hansigstribili und andere Variationen dieses Wortgebildes. Die Bezeichnung „Sunnewirbili“ für den Feld-salat ist noch Gemeingut, auch die Begriffe „Z'niniesse“ (Vesper), „Gluckser“ (Schluck-auf), „Gihlerli“ oder „Gillerli“ (Hähnchen) und „Welschkorn“ (Mais). Die frühere Be-zeichnung „Egleisli“ für Eidechsen war nur noch in vier Orten geläufig, teils als „Egle“. Auch das gern zitierte „Kuchikensterli“ hat zunächst dem „Kuchikaste“ und nun letz-tenendes dem Küchenschrank oder dem Kü-chenbüffet Platz machen müssen.

Und damit sind wir bei den Tätigkeiten der Frauen. Früher haben sie „in der Mua-lete“ den Teig geknetet und daheim die im „Bachkerbli“ geformten Brotlaibe gebacken. Sie hatten den größten Teil der Strümpfe und Wäsche für die ganze Familie selbst gestrickt, genäht, gestopft und geflickt. Die ganzen Lebens-, Arbeits- und Wohnverhält-nisse würden ihr heute nicht mehr genug Zeit dafür lassen. Es rentiert sich auch nicht mehr, wie man zu sagen pflegt. Sie machen auch keinen „Kimesalat“ mehr, einst zube-reitet aus den Keimtrieben der eingegrabe-nen Rüben. So müssen wir auch im Wir-kungsbereich der Kaiserstühlerin darauf ge-faßt sein, daß einiges untergeht, um nie wie-der aufzutauchen, z. B. Steßli (Handgelenk-wärmer), Hemder baihe (über einem kleinen Feuer im Herumdrehen gewärmtes Hemd für Krankenbehandlung), Pfipfis nemme (Entfernen harter Haut auf der Zunge der Hühner) und vor allem viele Spezialaus-drücke für Rearbeiten früherer Art. Dafür gehen die Landfrauen mit Recht im Winter wöchentlich zur Gymnastikstunde, wobei beim anschließenden Schwätzerli nicht im-mer Kaffeetassen auf dem Tisch stehen.

Das „Säsli“ (Haumesser), teils auch Stekkenspitzer genannt (Rebstecken), das „Ergili“ (kleiner, niederer Holzzuber) und das „Zwigsägli“ (kleine Handsäge), auch als Baumsägli und Rebsägli bekannt, und das „Korbgritterli“ (Korbflasche) werden zusammen mit „Wanne“ und „Rittere“, beides Geräte zum Frucht putzen, an die Erinnerungswand eines Gasthauses oder einer Weinhandlung gehängt. Was ein „Blocherholz“ (Ackerwalze), eine „Micki“ (Wagenbremse), ein „Wisbaum“ (Stange zum Spannen von Frucht- und Heuwagen), „Unschlick“ (Dichtmasse für Faßtürli) oder eine „Schlucke“ (schmaler Aufgang am Rain) waren, werden unsere Enkel nicht mehr wissen. Nicht zuletzt aus diesem Grunde müssen wir diesen Dingen ein gutgemeintes Gedenken sichern, ohne deshalb den Zeiten nachzutruern, in denen die Bauersleute weit mehr als heute schinden und schufteten mußten.

#### Verständnis für Wandeln und Erhalten

Wie in neuer Zeit die Straßenbrücken das Schienennetz der 75 Jahre alten Kaiserstuhlbahn überspannen, so hat der Kaiserstuhl mit den notwendig gewordenen Wandlungen einen Teil seines alten Gesichtes aufgeben müssen, um die nicht mehr ausreichende Existenzdecke zu erweitern und zeitgemäßen wirtschaftlichen Gesetzen zu unterwerfen. Im innersten Kern werden Werk und Bild der Schöpfung den Zug der Zeit, den Wandel der Wirtschaft und die Modernisierungsmethoden der Menschen überdauern. Ein Sinnbild dieser inneren Ruhe und Kraft bleibt der Badberg mit Gestein und Quellen, Küchenschellen und Eidechsen, umkränzt von den sonnigen Rebhängen und gastlichen Weinorten.

Die eingetretenen Änderungen hat der Kaiserstühler Mensch in geradezu prächtiger Weise mitgetragen und durchgestanden, ohne seinen ausgeprägten Heimatsinn zu verletzen. Seine heimatbezogene innere Kraft ist ergänzt worden durch mehr Kontakt zu meist



*Palmesel aus Eendingen*

Foto: Karl Kurrus

technisch-wirtschaftlichen Erkenntnissen sowie zu Menschen und Gemeinschaften außerhalb seiner „heimlich stillen Welt“. Es ist besonders hervorzuheben, daß die Menschen zu beiden Seiten des Rheins einander noch näher gekommen sind; jeder ist gerne auf der anderen Seite zu Gast. Sie reden miteinander, ehrlich, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und hüben wir drüben sind Kenner und Liebhaber des Weines zu Hause. Breisach, als heute feste Burg des Europagedankens, ist mit Saint Louis eng verbunden; Sigolsheim und Burkheim haben Partnerschaft geschlossen; Eendingen und Erstein sind verschwistert. Leiselheim hat in Kaisersberg und Illhäusern seine Freunde; Sasbach hält mit Hunaweier und Wyhl mit Mackenheim gute Verbindung; ebenso Ihringen mit Heiligenstein. Dieses Einander-Ver-

stehen ist beseelt von der gleichen heimischen Sprache, aber auch erhärtet durch die Erfahrung aus wahnsinnigen Auseinandersetzungen, für die Elsässer wie Kaiserstühler bluten und zahlen mußten. Auch in gespanntesten politischen Situationen haben sich die Rhein-Nachbarn verstanden. So auch an der Kriegsweihnacht 1939, wo es die Soldaten der Maginotlinie und des Westwalls riskiert haben, mitten auf der Rheinbrücke Sasbach-Markolsheim gemeinsam einen kleinen Christbaum aufzustellen.

Wo der brennendste Wunsch der Menschheit, daß sich die Völker nach unsäglichem Leid, Zwietracht und Haß endlich verstehen mögen, nahe bei den Grenzpfählen im Herzen des Volkes seine Wurzeln hat, die das

Wachsen und Blühen der Vernunft stärken und, so Gott will, zu einem fruchtbaren Ergebnis führen, da wird dem sinnvollsten Wandel und dem wertvollsten Brauch das Wort geredet. Wie beim guten Brauch überhaupt kommt es auf den tieferen Sinn, auf den belebenden Geist an. Dabei kann es keinen für die Zukunft mitverantwortlichen Menschen stören, ob ein gutes Wort deutsch oder französisch, elsässisch, schweizerisch oder kaiserstühlerisch gesprochen und geschrieben wird. Die Hauptsache ist, der Nachbar kann sich darauf verlassen! Unsere Kaiserstühler wissen um diese Aufgabe und werden weiterhin helfen, sie zu erfüllen.

Freund und Wein, bleibt mir verwandt!  
Kaiserstuhl, gesegnet Sonnenland!

---

## E große Stund

*E mängi liabi Stund,  
dia sitzt mer gern bim Wi;  
er schmeckt so bluamig, süffig, rund;  
nit wöhler kennt s eim si.  
D Gedanke were licht un froh,  
zua allem git s e guat Verstoh,  
in dene Stund bim Wi.*

*E große Stund, dia brücht e Wi,  
wu selber virnehm, groß.  
Mit Wi schenkt s Glick si Festglanz i,  
macht d Mensche sorgelos.*

*Stund,  
brüchsch di Wi!  
Wi,  
brüchsch di Stund,  
aß frohe Geist in s Lebe kunnt,  
der Sunnegeist vum Wi!*

Karl Kurrus